

Das Bernbiet ehemals und heute

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **223 (1950)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Bernbiet ehemals und heute

Nicht mit Unrecht wurde gesagt, daß es nur wenig Gegenden gebe, die so zerrissen, ja gequält aussähen wie

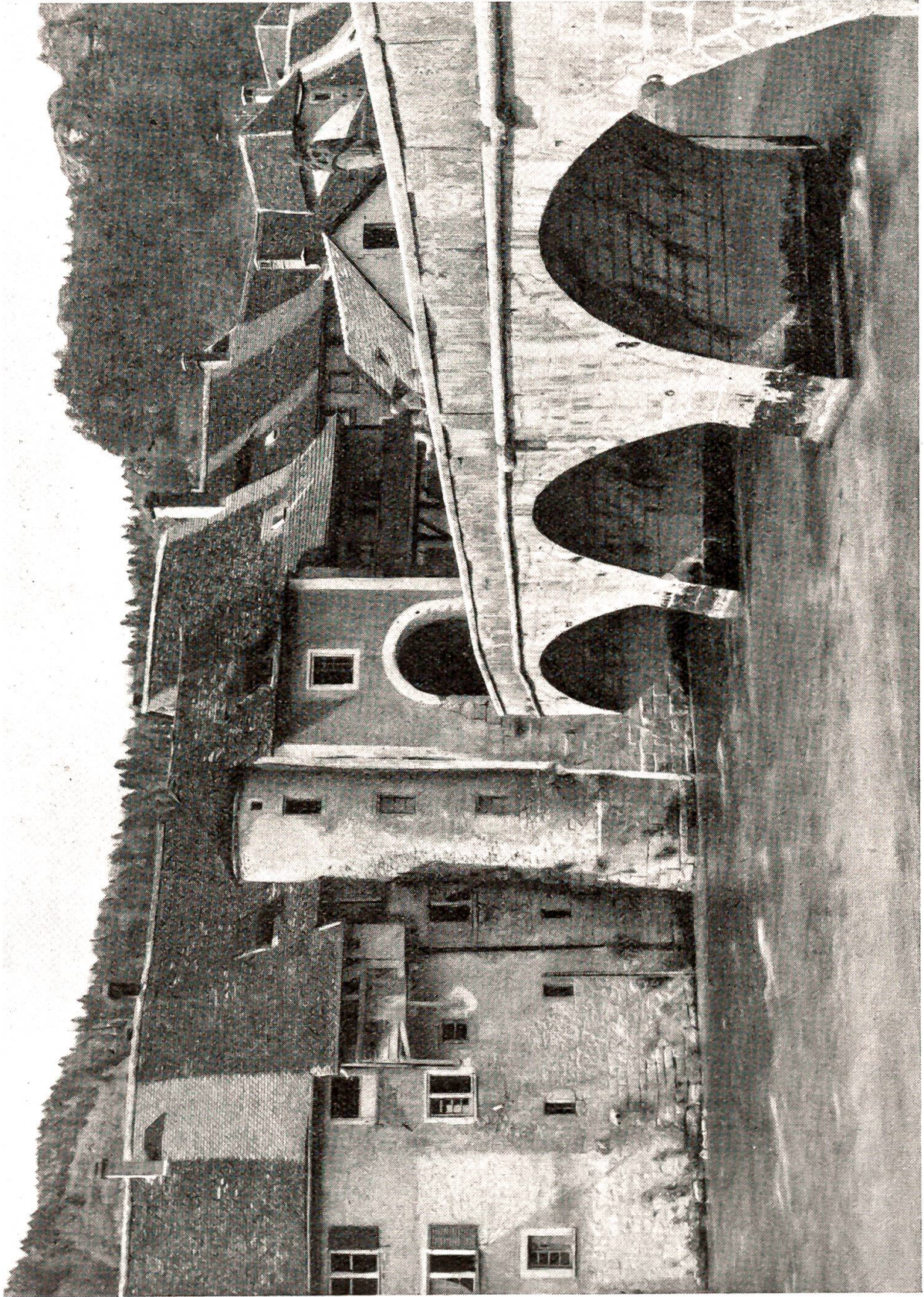
der Berner Jura,

von dem im vergangenen Jahr so viel die Rede war. Vielgewundene, nach allen Himmelsrichtungen sich hinziehende Flußläufe, langgestreckte Berghöhen, liebliche breite Täler, scharfeingeschnittene und zerklüftete Klusen und Steilabfälle, eigenartig beeindruckende Felskessel, stille einsame Wälder und Bergweiden, lebhaftere Städte, betriebssame Fabrikdörfer und weltabgeschiedene Einzelsiedlungen, fürwahr in seiner Gesamtheit ein seltsames Mosaik von Gegensätzen. Wie kaum eine andere Landschaft unseres Kantons bietet er ein Bild größter landschaftlicher Zerstückelung und Zerrissenheit.

Das einzig Einheitliche ist die geologische Formation, das Urgestein des Jurakalkes. Ihm verdankt der Jura sowohl seine zerklüfteten Schluchten und Steilabfälle wie auch die Sanftheit seiner wellig gewölbten Bergformen. Jurakalk ist, verglichen mit dem Alpenkalk oder gar dem Granit, ein weicher, wasserdurchlässiger Stein, der verhältnismäßig leicht verwittert. Jurakalk ist alter Meeresgrund, und gänzlich unvorstellbar sind die Urkräfte, die ihn von Süden her im Verlaufe von Jahrtausenden in faltigen Wellen aufgestaut und gehoben haben. Die Falten verlaufen im Berner Jura von Südwest nach Nordost, teilweise auch in genau westöstlicher Richtung. Würde man von Neuenstadt oder Twann aus in gerader Richtung bis nach Bruntrut wandern, dann hätte man mindestens ein Duzend solcher welliger Ketten zu überschreiten. Nur wenige ihrer Täler sind durchzogen von Bächen und Flüssen. Der Jura ist wasserarm. Der wasserdurchlässige Stein nimmt die Niederschläge in sich auf und hindert vielfach einen normalen Ablauf. Quellen sind sehr selten, da keine wasserundurchlässigen Lehmschichten das in unbekannte Tiefen versickerte Grundwasser wieder zutage bringen. Nur vier größere Flußsysteme durchziehen das weite Land. Es sind das Einzugsgebiet der Birs und Sorne mit ihren vielen Zu-

flüssen, das der Suze oder Schüz, das der Allaine und schließlich der Doubs, der gleichsam als Gast und Grenzfluß am Berner Jura seinen Anteil nimmt. Eigenartig ist der Verlauf der Flüsse, der oft in seinen tiefeingeschnittenen Durchbrechungen der Bergketten darauf schließen läßt, daß diese Flüsse schon da waren, als sich das Land zu Falten aufwölbte. So durchfließt zum Beispiel die Birs zuerst westöstlich das Tal von Tavannes und Tramelan, um sich plötzlich bei Court und im Quertal von Münster in tiefen Klusen durch drei Bergketten hindurch nach Norden zu wenden und dann erst nach einem weiteren Durchbruch zwischen Delémont und Sonhères sich wieder dem normalen Verlauf der Längstäler zu fügen. Es wird angenommen, daß sich der Gesteinsgrund nur ganz langsam und allmählich gehoben habe und daß sich der Fluß fortwährend seinen Lauf durch die Quertäler freihalten konnte, indem er sich in Tausenden von Jahren stetig tiefer in die aufwölbenden Ketten einschneidete und so jene großartigen Klusen bildete, die uns einen erhabenen Eindruck vom Walten der Naturkräfte vermitteln. Fürwahr ein erschütterndes Gleichnis für das Maß der Zeit, mit dem die Natur mißt, verglichen an der kleinen Spanne, die unser menschliches und geschichtliches Leben durchmißt und überblickt! Seit sich der Jura zu falten begann, sind vielleicht vier, vielleicht zehn oder zwanzig Millionen Jahre vergangen, und wir überblicken zweieinhalb Jahrtausende geschichtlicher Zeit!

So bedeutsam und vielseitig wie seine natürliche Landschaft, so interessant und lehrreich ist auch die Geschichte des Jura. Schon der Name „Jura“ verweist uns auf die Zeit der Kelten oder Gallier, die hier in vorchristlicher Zeit ansässig waren. Das Wort „Jura“ stammt aus dem Keltischen und bedeutet Bergwald; vermutlich war damit der dunkle, wildarme Tannenwald gemeint, der noch bis ins Mittelalter hinein als Niemandsland vom Menschen gemieden wurde. So ist auch der Jura verhältnismäßig erst spät der menschlichen Kultur und Besiedelung erschlossen worden.



Die mittelalterliche Brücke von Saint-Urbain

Sesse, Photograph GMB, Bern



Ansicht der Stadt Brüntrut, die mit ihren Mauern und Thürmen noch lange den mittelalterlichen Baucharakter bewahrt hat.
Auf dem Schloßberg das Palais des Bischofs und der Sitz der fürstbischöflichen Verwaltung des Jura

Supferlich aus der Topographie von Matthäus Merian 1642

Zwar wissen wir, daß er schon zur Römerzeit, also um Christi Geburt bis etwa zum Jahr 400, von Straßen durchzogen war. Das Felsentor der Pierre Pertuis bietet dafür ein deutlich sprechendes Zeugnis. Dieses von Natur geschaffene Felsentor unmittelbar über der Quelle der Birs bei Tavannes trägt eine Inschrift, die hier ungefähr um das Jahr 200 n. Chr. angebracht wurde und die vermeldet, daß die Straße zu Ehren des römischen Kaiserhauses von einem helvetischen Staatsmann und Regierungsbeamten namens Marcus Dunius Paternus angelegt worden sei. Diese Straße kam von Aventhes her, der imposanten Hauptstadt des Helvetierlandes. Nachdem sie bei Port die alte Zihl überschritten, führte sie der Schüß entlang durch die Taubenlochschlucht bis Sonceboz und über Tavannes-Bellelay-Glovelier-La Caquerelle-Mont Repais-Pruntrut, um dann von hier aus die große Heerstraße Besançon-Oberrhein zu erreichen. Eine andere römische Straße zweigte von der Pierre Pertuis ab und führte durch das Tal der Birs über Münster-Delsberg-Laufen nach Basel. Eine weitere römische Straße durchzog von Westen her die Freiberge und führte über Montfaucon nach Glovelier. Diese Straßen müssen sehr einsam gewesen sein. Von größeren römischen Ansiedlungen an ihrem Verlauf ist nichts bekannt.

Das ganze Land war zur Römerzeit nur ganz dünn besiedelt. Reicherer Leben erhielt es wohl erst in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, zur Zeit des fränkischen Königs Dagobert. Damals erteilte der Herzog vom Elsaß, dem dieses Gebiet unterstand, den Mönchen des berühmten Klosters Luxeuil (im franz. Departement Haute-Saône) die Bewilligung zu einer Klostergründung und zur Verbreitung des Christentums in diesen Gegenden.

Das Kloster Luxeuil war eines der angesehensten und berühmtesten des Frankenreiches, ja der ganzen damaligen Christenheit. Es war eine Gründung des heiligen Columban, der von hier aus mit seinen irischen und schottischen Mönchen eine weitverzweigte und erfolgreiche Missionstätigkeit in unserem Land entwickelte. Ein Abt von Luxeuil, der heilige Waldebertus, begab sich persönlich in das ihm vom elsässischen Herzog angewiesene Missionsgebiet im Jura, bis

er in ein einsames, ganz von Felsen umgebenes Tal kam, das er Grandis-vallis (Grandval) nannte. Hier beschloß er, so erzählt die Heiligengeschichte, mit seinen Mönchen ein Kloster zu bauen. Das Tal war von einem fischreichen Fluß durchflossen und schien zu einer klösterlichen Ansiedlung wohlgeeignet. Er gab einem der ältesten Klosterbrüder den Auftrag, hier den Wald zu roden, Gott zu dienen und das Land zum Christentum zu bekehren. Einige Zeit danach setzte er den vornehmen und gelehrten Mönch Germanus zum Abt über das neue Kloster ein und gab ihm gleichzeitig auch die Aufsicht über zwei weitere Klöster, nämlich über St-Urjanne und Vermes. Unterdessen war aber der dem Christentum wohlgesinnte Herzog, dem all das Land gehörte, gestorben. Sein Nachfolger war ein grausamer und hartherziger Mann, der die Leute des Sornegaues, in dem das Kloster lag, hart bedrückte. Der heilige Germanus und sein Schüler Randoald nahmen diese Leute in Schutz und traten dem neuen Herzog mutig entgegen, um ihn zur Abkehr zu bewegen. Sie wurden jedoch von dessen Kriegersleuten aufgegriffen und in der Nähe von Courrendlin grausam getötet. Ihre sterblichen Leiber wurden von frommen Leuten in die Kirche des Klosters Moutier-Grandval gebracht, so erzählt uns die um das Jahr 666 niedergeschriebene Lebensgeschichte des heiligen Germanus, und an seinem Todestag soll sein Grab jeweils von einem Lichtglanz des Himmels umstrahlt gewesen sein, zum Trost und zur Freude der ihn verehrenden Gläubigen.

Das Kloster

Moutier-Grandval

oder Münster-Granfelden, wie sein Name deutsch lautet, kam in der Folgezeit zu hohem Ansehen. Es zeichnete sich aus durch reges geistiges Leben, und seine Insassen standen im Rufe großer Gelehrsamkeit. Mit Recht hat man seine Bedeutung mit dem Kloster St. Gallen verglichen. Leider hat sich nur wenig vom einstigen Glanz bis in unsere Zeit hinüber gerettet. Einzig einige Reliquien des heiligen Germanus, so sein Hirtenstab, ein hervorragendes Kunstwerk fränkischer Goldschmiedearbeit, der jetzt in der Kirche von

Delsberg aufbewahrt wird, haben sich bis heute erhalten. Ein anderes kostbares Vermächtnis aus der einstigen Blütezeit des Klosters, die sog. Bibel des heiligen Alcuin, des Lehrers und vertrauten Ratgebers Karls des Großen, ein Meisterwerk aus der Schreib- und Malschule von Tours in Frankreich, wurde im 19. Jahrhundert nach England verkauft, wo sie noch heute zu den kostbarsten Schätzen des Britischen Museums gezählt wird.

Das Kloster selbst genoß in hohem Maße die Gunst der Könige und Fürsten des Landes. Im Jahre 769 wurden ihm von Karlmann, dem Bruder Karls des Großen, der damals König über Burgund und Alemannien war, alle Güter und Rechte bestätigt, die es schon von Karlmanns Vater, dem König Pippin, erhalten hatte. Im Jahre 849 wurde es von Kaiser Lothar in besonderen kaiserlichen Schutz genommen und von allen Abgaben befreit, die von nun an allein den Armen zugute kommen sollten. Von dessen Sohn und seinen kaiserlichen Nachkommen wurden ihm die ausgedehnten Besitztümer und Ländereien, die von Mugerol bei Neuenstadt am Bieler See bis ins Elsaß reichten, ausdrücklich im einzelnen bestätigt und durch weitere Vergabungen vermehrt.

So besaß das Kloster Moutier-Grandval bereits einen weit ausgedehnten Grundbesitz, als unser ganzes Land im Jahre 888 unter die Herrschaft der Könige von Hochburgund kam, die vom Wallis und vom Rhonetal aus ein mächtiges Reich begründeten. König Rudolf III. von Hochburgund, der Sohn der sagenberühmten Königin Bertha, deren Andenken noch heute im Jura an manchen Orten liebevoll gepflegt wird, schenkte im Jahre 999 das Kloster Granfelden samt seinem ausgedehnten Länderbesitz dem Bischof von Basel. Dieser Länderbesitz umfaßte in erster Linie den unmittelbaren Klosterbesitz im oberen Birstal, d. h. den heutigen Amtsbezirk Münster-Granfelden oder Moutier-Grandval, sodann den heutigen Amtsbezirk Delsberg oder den alten Sornegau, weiter den Amtsbezirk Pruntrut oder den alten Elsgau (Ajoie), das Gebiet des Klosters St.-Ursanne, die Freiberge und das Gebiet der vom Kloster Moutier-Grandval gegründeten Abtei Bellelay, das St.-Zimmer-Tal oder die alte Herrschaft Erguel, den Tessenberg und das Gebiet

der Stadt Biel, die alle im Verlauf des 11. und 12. Jahrhunderts dem Bischof von Kaisern und Königen als Besitz und Eigentum bestätigt wurden. Im Jahre 1032 war das Königreich Hochburgund an das deutsche Kaiserreich gekommen und damit unter die Oberhoheit der deutschen Könige und Kaiser. Der Bischof von Basel wurde so mit seinem gesamten Besitztum ein Reichsfürst, und daher erhielt das bischöfliche Herrschaftsgebiet den Namen „Fürstbistum Basel“.

Die Rechtsverhältnisse waren bereits vor der Reformation sehr verschiedenartig. Das St.-Zimmer-Tal, der Tessenberg, Biel und Neuenstadt waren mit den Eidgenossen im Bunde. Der übrige Teil des Fürstbistums gehörte zum Deutschen Reich. Die Reformation spaltete den Jura noch einmal in einen südlichen, protestantischen und einen nördlichen, katholischen Teil. Die Mönche und Chorherren des ehemals so hochberühmten Klosters Moutier-Grandval wurden durch die Reformation vertrieben, mußten ausziehen und flüchteten mit den Reliquien der Heiligen Germanus und Randoald nach Delsberg. Das Klostergebäude und die Klosterkirche in Moutier fielen in Trümmer, so daß beide schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts verschwunden waren. An ihrer Stelle wurden eine neue Kirche und ein Schloß erbaut. Damit verschwand eine Tradition, die im frühen Mittelalter zu den vornehmsten und kulturell bedeutungsvollsten Stätten christlicher Kultur im ganzen Schweizerland gehört hatte.

Als der Bischof von Basel nach der Durchführung der Reformation die Stadt Basel verlassen mußte, verlegte er seine Residenz nach Pruntrut. Von dieser Zeit an erlangte Pruntrut als Mittelpunkt der fürstbischöflichen Verwaltung die Bedeutung und das Ansehen einer kirchlichen und weltlichen Metropole. Das alte Schloß wurde durch verschiedene prächtige Neubauten erweitert, und die Stadt nannte sich seit jener Zeit oft und gern „das Athen des Jura“.

In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges erlebte besonders der Nordjura schwere Zeiten. Das Land wurde abwechselnd von Schweden, von kaiserlichen Truppen und von Franzosen besetzt, die kaum ein Dorf und kaum eine Landschaft vor ihren Plünderungen und Brandschatzungen



DELEMONT.

Ansicht von Delémont um die Mitte des 19. Jahrhunderts

Lithographie von J. F. Wagner

verschonten. Achtzehn Jahre lang litt das Land unter diesen furchtbaren Kriegszügen und hatte alle Greuel dieses letzten christlichen Glaubenskampfes bis zur fast völligen Erschöpfung auszukosten.

Nicht viel besser erging es dem Jura, als im Jahre 1792 die Franzosen einzogen, um das Land für die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gefügig zu machen und zu unterwerfen. Der Fürstbischof von Basel mußte seine Residenz in Pruntrut wieder verlassen und kehrte nie mehr in sein altes bischöfliches Schloß zurück. Pruntrut

wurde mit dem gesamten Gebiet des Fürstbistums dem französischen Staat einverleibt und als „aurakische Republik“, bestehend aus der Ajoie, St-Ursanne, Delsberg und Laufen sowie als „Departement Mont Terrible“ gänzlich der französischen Staatsverwaltung eingeordnet. Die alten Sonderrechte und örtlichen Freiheiten verschwanden, und der Code Napoléon wurde zum allgemeinen Gesetz des Landes. Auch das St.-Immer-Tal, Münster, der Tessenberg, Biel und Neuenstadt wurden französisches Staatsgebiet. Das dauerte bis 1815, in welchem Jahre der Jura

durch den Machtspruch des Wiener Kongresses dem Kanton Bern zugeschlagen wurde. Bern sollte durch die Angliederung des alten Fürstbistums für die früher bernische Waadt und den bernischen Aargau entschädigt werden. In Bern aber ging die Rede, man habe ihm den Weinfelder (die Waadt) und die Kornkammer (den Aargau) genommen und ihm dafür eine Dachstube aufgesetzt.

Bern selbst lehnte damals ab und äußerte den Wunsch, daß Biel und der Jura als ein selbständiger neuer Kanton der Eidgenossenschaft eingegliedert werden solle. So war es auch der Wille des Jura selbst. Aber weder der Wunsch Berns noch derjenige des Jura fanden bei den Großmächten in Wien, die damals Europa neu verteilten, Gehör. Ganz besonders infolge der gegen Bern gerichteten Einstellung des Kaisers von Rußland wurde entschieden, daß der Jura und die Stadt Biel dem Kanton Bern einverleibt werden solle.

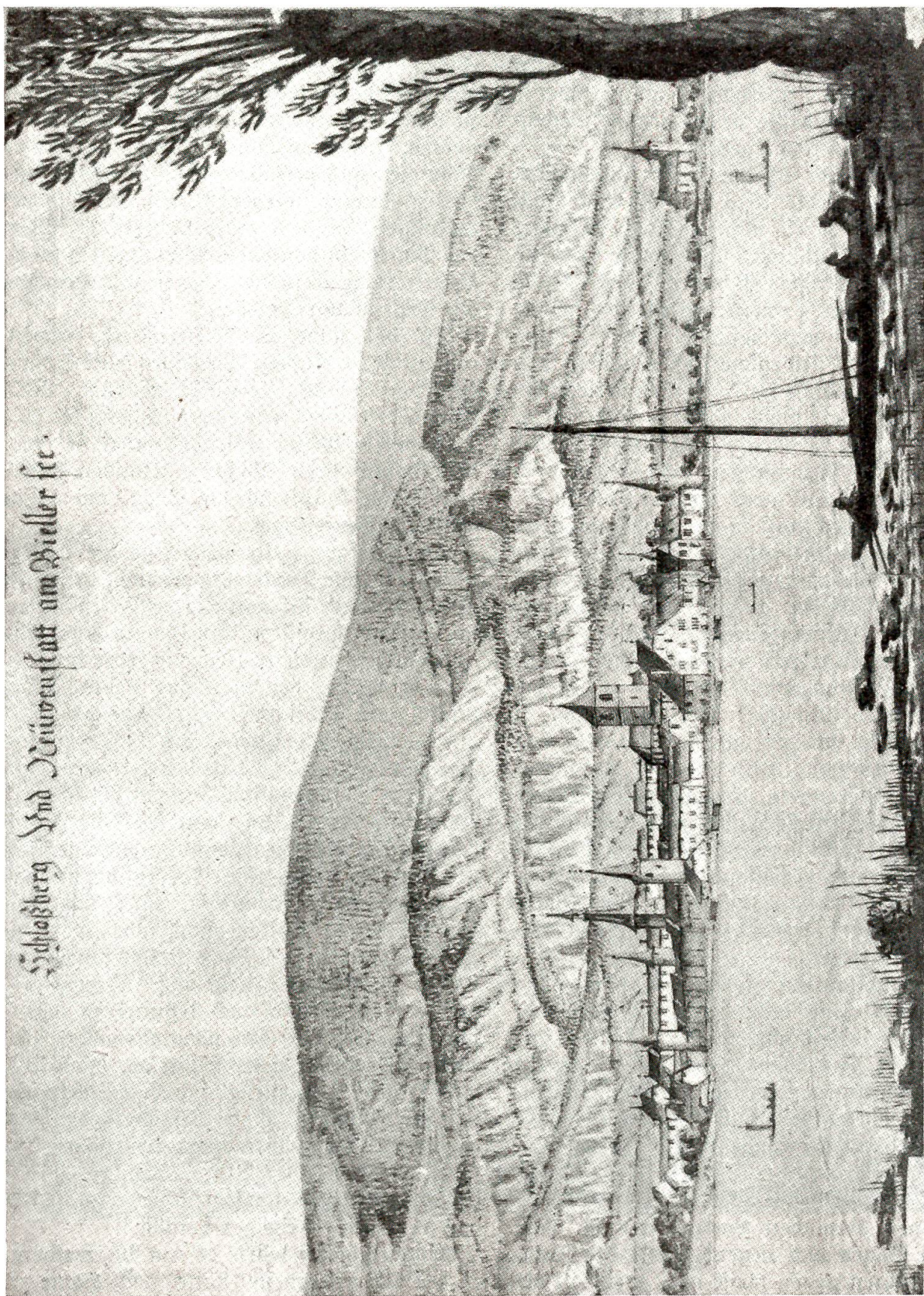
Die französische Herrschaft und der Durchzug einer halben Million fremder Truppen in den Jahren 1814/15 hatten das Land schwer geschädigt. Es stand vor einer Hungersnot. Die Jahre 1816 und 1817 brachten noch ihr übriges hinzu. Es waren Jahre, in denen infolge fortdauernder Regenfälle nichts gedeihen wollte, Jahre von Mißwachs und Teuerung, in denen die Preise der notwendigsten Nahrungsmittel um das Doppelte und Dreifache stiegen. Not und Hunger waren so, daß wir es uns heute kaum mehr vorstellen können.

Nachdem der Jura durch den Machtspruch des Wiener Kongresses und entgegen dem Willen des Jura selbst bernisch geworden war, war es die erste Sorge der bernischen Staatsverwaltung, das ehemals französische, teilweise durch Krieg und Besetzung verwilderte Land wieder geordneten politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen zuzuführen. Die Bemühungen der Berner Regierung, durch gute Verwaltung und gerechte Gesetzgebung dem neuen Landesteile Hilfe zu bringen, fanden meist wenig Gegenliebe und stießen nicht selten auf offene Feindschaft, insbesondere unter der größtenteils katholischen Bevölkerung des Nordjura. Aber auch im alten Kantonsteil wurde der Jura noch lange als

Fremdkörper angesehen, der eigentlich nichts mit Bern gemein habe.

Mit Freudenfeuern und Glockengeläute im südlichen Teil, ohne viel Begeisterung und etwas zurückhaltend im nördlichen Teil, ist der Jura im Jahre 1815 bernisch geworden. Am 20. März 1815 erfolgte die Erklärung der alliierten Mächte auf dem Wiener Kongreß, daß das ehemalige Bistum Basel inskünftig einen Bestandteil des Kantons Bern bilden solle. Die Signatarstaaten dieser Erklärung waren: Frankreich, Großbritannien, Osterreich, Portugal, Preußen, Rußland und Schweden. Wenn auch konservative Politiker in Bern diesem Beschluß widerstrebten und ihn nicht anerkennen wollten, so beschloß doch die Eidgenössische Tagsatzung am 27. Mai 1815, ihn anzunehmen, nachdem auch der bernische Große Rat mit 134 gegen 87 Stimmen mehrheitlich zugestimmt hatte. Noch wenige Tage zuvor hatte Bern den Kantonen der Urschweiz offiziell mitgeteilt, daß ihm der Jura gegen seinen Willen aufgezwungen werde. Bern habe es weder gewünscht noch begehrt. Das unter französischer Verwaltung verarmte Land biete wegen der Verschiedenheit der Gesetze, der Religion und der Sitten wenig glückliche Ausichten für eine dauernde Verbindung mit Bern. Man stimmte aber zu, und am 23. August wurde der Jura durch die alliierten Mächte offiziell an die Eidgenossenschaft übertragen, und aus den Händen eines eidgenössischen Kommissärs wurde das Land am 21. Dezember von Vertretern des Kantons Bern in Delsberg feierlich entgegengenommen.

Die folgenden Not- und Hungerjahre 1816 und 1817 bildeten gewiß keinen erfreulichen Auftakt für das neue bernische Regiment. Erst am 24. Juni 1818 leisteten die Abgeordneten des Jura, die Vertreter aller zivilen und kirchlichen Behörden, dem Schultheißen und den Vertretern des bernischen Rates in Delsberg den Treueid. Die festliche Zeremonie begann mit 101 Kanonenschüssen und endete mit einem solennen Festessen auf Rechnung der Regierung in allen Wirtschaften der Stadt Delsberg. Je nach Rang und Stand des Geladenen kam das Gedeck auf 18 bis 30 Fr. zu stehen, eine für die damalige Zeit ganz unerhört hohe Summe. Immerhin, die bernische Regierung hatte es sich etwas kosten



Schloßberg und Wäsenstadt am Bieler See.

Das Städtchen Neuenstadt am Bieler See um 1670
Aquarellierte Federzeichnung des Berner Malers Abrecht Kraum

lassen, und die Gastwirte in Delsberg — so berichtet ein Zeitgenosse — hätten dabei recht schön verdient. Alle diejenigen, die am Fest teilgenommen hatten, erhielten überdies noch eine silberne Gedenkmedaille, die heute zu den großen Seltenheiten für Münzsammler gehört.

Der Jurassier hat sich durch den Huldigungs- und Treueid im Jahre 1818 zum Kanton Bern bekannt; daß er damit nicht auch ein richtiger Berner geworden ist, wird ihm wohl niemand verargen. Der Jurassier ist eben Jurassier und sonst nichts anderes — und das ist ihm gerade genug. Das Land beherbergt in seiner sanften Landschaft einen leidenschaftlichen Menschen- schlag, der seine gallische Herkunft nicht verleugnen kann. Und man darf wohl sagen — trotz einiger zeitweiliger heftiger Temperamentsausbrüche und vorübergehender Aufregungen, von denen auch das vergangene Jahr noch einige Proben gegeben hat, die jedoch noch lange nicht so erbittert waren wie die seinerzeitigen Streitereien der 1870er Jahre, die auch zwischen dem Nord- und Südjura einen Graben aufgeworfen haben, der bis heute noch nicht wieder aufgefüllt ist —, trotz solcher wohl auch in Zukunft immer wieder auf- flammender Meinungsverschiedenheiten: der Ju- rassier ist unter bernischer Regierung und in Zusammenarbeit mit dem alten Kantonsteil bis- her gut gefahren und wird es auch instinktiv. Gallisches Temperament, französischer Esprit und altbernische Bedächtigkeit und Ungeschmintheit vertragen sich trotz ihres Gegensatzes im all- gemeinen recht gut miteinander. Solche Gegen- sätze sind sogar für beide Teile in der Regel ganz heilsam, auch dann, wenn es beim Aufeinander- stoßen Funken gibt.

Der alte Kanton Bern könnte heute die schöne Landschaft des Jura nicht mehr missen; er ist stolz auf dieses so seltsame Land und seine reiche Vergangenheit, und dem Jurassier ist es im Grunde ganz wohl unter dem großen Schärm- dach des alten Kantons, auch wenn er es nicht immer gebührend wahrhaben will.

Vom Schneider mit dem Teufelsbart

Unter den bernischen Landschaften ist keine so reich an Sagen und Legenden wie der Jura. Diese Geschichten gehen meist noch zurück in die

katholische Zeit, wo die Menschen noch inbrünstig Gott und die holdselige Jungfrau Maria ver- ehrten und fest an den leidhaftigen Teufel glaubten, der unter ihnen umgehe, um die Seelen zu verführen und zu überlisten. Seltsame Orts- namen, geheimnisvolle Höhlen, bizarre Fels- bildungen und verfallene Ruinen gaben zu allen Zeiten immer wieder Anlaß zu solchen Er- zählungen, in denen die dichterische Phantasie des Volkes ein dankbares Wirkungsfeld fand. Be- sonders reich an solchen Sagen und Legenden ist die Gegend um Delsberg.

In der Nähe von Mettemberg, unweit der romantischen Ruinen Borbourg und Sonhières, befindet sich eine tiefe Höhle, genannt „Le Trou- de-la-Sot“, deren senkrechter Zugang bis zu einer Tiefe von 60 Meter erforscht worden ist, ohne daß man damit ihren Abschluß gefunden hätte. An diese Höhle knüpft sich die Sage vom Schneider mit dem Teufelsbart.

Es war zur Zeit, als der heilige Germanus und der heilige Randoald noch nicht heilig waren, aber sich durch ihr gottseliges Wirken unter den heidnischen Jurassiern ihre spätere Auszeichnung verdienten. Zu dieser Zeit also lebte in Delsberg ein Schneider, der, wie das heute noch vor- kommt, als Störschneider sich schlecht und recht durchs Leben schlug. Er war ein munterer Jung- gefelle und gerade deshalb recht gern gesehen. In seinen Wanderjahren hatte er sich in der Welt etwas umgesehen und war weit in Frankreich herumgekommen; trotzdem hinkten seine Schnitte der Mode um fast eine Generation hintennach. Man war damals noch nicht sehr wählerisch, und die Moden wechselten nicht alle Jahreszeiten. Die Kleider waren so, daß sie fast für ein ganzes Leben ausreichten, meist nur Überwürfe oder faltige Mäntel und noch keineswegs jene kom- plizierten Schöpfungen phantasievoller Ateliers. Aber wie gesagt, dieser Schneider blieb trotzdem hinter der Mode zurück und wäre doch so gern mit ihr gegangen. Ganz besonders dann, wenn er die eleganten Gewänder der hohen Herren Grafen, die auf der Burg Sonhières ihren Hof hielten, mit den bescheidenen Erzeugnissen seines biedereren Gewerbefleißes verglich!

Eines Abends kehrte er von Mettemberg, wo er auf Stör gearbeitet hatte, nach Hause zurück.

Da begegnete er auf seinem Wege den stolzen Zug des gräßlichen Hofes. Bescheiden drückte er sich an den Wegrand, und wie er so den hohen Damen und Herren bewundernd nachschaute, murmelte er halblaut für sich: Oh, wenn ich doch jemand hätte, der mir zeigen wollte, wie man so elegant fallende Mäntel verfertigt, daß ich meine Kundschaft auch so beliefern könnte! „Das sollst du, mein Lieber!“ meckerte plötzlich eine Stimme hinter seinem Rücken. Er fuhr zusammen, und wie er sich erschrocken umsah, da wäre er fast hintüber rücklings umgefallen. Vor ihm stand der Teufel als stinkender Geißbock. „Um Gottes willen!“ wollte der arme Schneider ausrufen — aber er hatte noch nicht „G“ gesagt, so fauchte ihn der Greuel an: „Du hast's gewünscht, dein Wunsch soll dir erfüllt sein.“ „Aber hoher Herr Bock, wer seid Ihr?“ murmelte das arme Schnei-

derlein unter Zittern. „Halts Maul oder ich werfe dich in die Schlucht!“ war dessen Antwort. „Du hast's gewünscht, dein Wunsch ist erfüllt. Aber du mußt mir zuvor meinen Bart abschneiden“, so lautete die seltsame Antwort. Wenn's weiter nichts ist, dachte der Schneider für sich, warum nicht? Er fauchte den Bock herzhast bei seinem Bart, und mit seiner Zuschneidschere, die er immer mit sich trug, schnitt er ihm den Bocksbart ab. Mit fürchterlichem Gelächter verschwand der Grauenhafte wie weggeblasen, und verdukt stand das Schneiderlein da, in der einen Hand den Bart, in der andern seine große Schere. Er wollte den Bart wegschmeißen — aber o Schrecken, er konnte die Faust nicht öffnen, und plötzlich klebte der an seinem Kinn, als hätte er immer dort gestanden. Alles Reizen und Zupfen nützte nichts, er war wie angewachsen. So gut es ging ohne



Das jurassische Bauernhaus in den Freibergen

Spiegel, schnitt er ihn mit seiner Schere wieder ab und trollte sich erleichtert seines Weges. Als er aber nach kaum einer halben Stunde seine Stoppeln einmal befühlen wollte, merkte er, daß ihm der Bart schon wieder nachgewachsen war. Noch dreimal schnitt er ihn ab, bis er nach Hause kam, und noch dreimal wuchs er ihm wieder nach. Alles Reizen und Zerren half nichts. Er, der mit seinen schönen Backenbärtchen und mit seinem glatten jungen Gesicht bisher bei den Mädchen so gern gesehen war, sollte nun so herumlaufen mit diesem abscheulichen Bocksbart! Die Leute verlachten ihn, aber schließlich fanden sie sich doch

damit ab. Denn Kleider machen konnte er nun wie nie. Schön und elegant, den Herren und Rittern auf der Burg zum Troß. Ja, er schuf eine ganz neue Mode. Die Frauen rissen sich um seine Arbeit, aber die Mädchen, bei denen er so viel Erfolg gehabt hatte, gingen ihm ängstlich aus dem Wege, wenn er sich wie früher mit ihnen einen auch nur harmlosen Spaß erlauben wollte. Pfui du, mit deinem Bocksbart, so hieß es, mach lieber deine Arbeit! Auch seine Babi Kosselatte, die ihn immer gern gesehen hatte und mit der er schon so gut wie versprochen war, mied ihn nun und ging ihm scheu aus dem Wege.

Dieser Teufelsbart! Was nur der stinkende Bock damit bezweckt haben mochte? Langsam siderte es durch. Wer es ausgebracht hatte, weiß man nicht mehr. Ein junger hübscher, aber leicht hinkender Herr wurde öfters gesehen, der den jungen Mädchen den Hof machte. Hie und da verschwand ein solches Ding, und niemand wußte, wo sie hingekommen war. Plötzlich war dem Schneider alles klar. Durch das Abschneiden des Bartes hatte er dem Teufelsbock zur Menschengestalt verholpen, und ohne daß man ihn als Teufel erkannte, zog er im Lande herum, um die Menschen zu verführen.

Der Bart mußte weg, koste es, was es wolle, so beschloß der arme Schneider. Der Zufall kam ihm zu Hilfe. Auf einem seiner Kundenwege sah er eines Tages Caticus, den verhaßten Hauptmann des Grafen, in tiefem Schlafe unter einem Baume liegen. Mit Hilfe eines Spiegels, das er immer auf sich trug, seit ihm dieser abscheuliche Bart wuchs, schnitt er sich den Teufelsbart so sorgfältig und säuberlich wie nur immer möglich ab, und mit den Worten: „Aleb hier, in Teufels Namen!“, hielt er ihn



Das inländische Zuchtpferd ist immer noch sehr begehrt.
 Übersicht auf den Inlandpferdemarkt in Narberg

Photopress-Bilderdienst Zürich

dem schlafenden Caticus unter das Kinn. Und richtig, der Bart klebte am andern. Dieser schnarchte ruhig weiter; er hatte nichts gemerkt. Kaum wagte der Schneider nach geraumer Zeit sein Kinn zu befühlen, ob ihm der Teufelsbart wieder nachgewachsen sei. Nein, er war frei!

Der grausame Caticus aber kam dem Schneider gar bald auf die Spur. Das war ja auch nicht weiter verwunderlich. Er, der noch ein Heide war, stand dem Teufel und aller bösen Zauberei viel näher, als es sich der Schneider in seiner Einfalt gedacht hatte. Und seine Rache war grausam. Der Schneider war noch nicht zu Hause angelangt, da spürte er ein Jucken in allen Gliedern. Mit einem Male nahm es ihn vornüber, und er begann auf allen Vieren zu hüpfen und stolpern. Als er sich durch einen Schreckensschrei Luft machen wollte, vernahm er nur ein Meckern: er war durch die Hexenkunst des Caticus in einen Bock verwandelt worden.

Tage- und nächtelang irrte er in seiner Verzweiflung durch Wälder, Berge und Felsen. Da kam er eines Tages vor die Hütte eines Klosterbruders. Er sah ihn in frommer Andacht vor dem Kreuze knien. In tiefer Verzweiflung suchte auch er seine Knie zu beugen und flehte mit tiefer Inbrunst um Gnade und Erlösung. Der fromme Bruder, es war der heilige Randoald, hörte das Scharren und Schnaufen hinter seinem Rücken —, wandte sich um. Ein heiteres Lächeln ging über seine Züge, wie er so das Ebenbild des Teufels vor dem Kreuze knien sah. Ob wohl der jüngste Tag angebrochen war? Das Wunder mußte er seinem Abt und den Brüdern im Kloster berichten. Er nahm den vermeintlichen Teufelsbock, der sich gar sanft und manierlich zeigte, schlang ihm einen Strick um den Hals und machte sich auf den Weg, frohlockend und singend: „Seht, seht, der Satan ist überwunden, und gebunden führe ich ihn mit mir!“ Unter solchen Jubelgesängen kam er auf seinem Wege durch eine enge und schaurige Schlucht — und da, auf einmal trat ihm ein anderer schrecklicher Bock entgegen mit feurigen Hörnern und glühendem Schnauben. Das war nun der Richtige, das war der Teufel.

Der fromme Bruder sank auf die Knie, hob sein Kreuz in die Höhe und flehte um Hilfe und höchsten Beistand. Der Teufelsbock aber wich

nicht von der Stelle. „Gib mir meinen Schneider!“ donnerte er mit schaurigem Meckern. Furchtlos widerstand ihm der fromme Bruder, hinter ihm der zitternde Schneider-Bock, den er fest an seinem Stricke hielt. „Laß den Strick fahren!“, donnerte der Teufelsbock noch einmal. Der Bruder zog ihn nur fester sanft zu sich. So standen sie sich eine Weile gegenüber, furchtbar drohend der Teufelsbock, ängstlich zitternd der arme Schneider. Der fromme Bruder aber blieb fest und stark in seinem Glauben. Der Teufel konnte ihnen nichts anhaben. Gottes Schutz war über ihnen. Er wich und wankte nicht, ließ seinen Schützling nicht fahren und gab den Weg nicht frei. Zum dritten Male schleuderte er ihm sein: „Weiche, Satan, fahr zur Hölle!“ entgegen. Da machte der Teufelsbock einen fürchterlichen Satz, und mit schaurigem Gelächter stürzte er sich kopfüber in die Tiefe der Schlucht. Da wo er verschwand, gähnte ein tiefes Loch. Es ist heute noch zu sehen und soll in der Hölle enden. Man nennt es «Le Trou de la Sot».

Mit dem Verschwinden des Teufels war auch der Bann über dem Schneider gebrochen. Als sich der Klosterbruder von den Knien erhob, sah er zu seiner großen Verwunderung einen jungen Mann, den er, statt des Bocks, an einem Strick um den Hals an sich gezogen hatte. Fröhlich und Gott dankend kehrten beide wieder zurück, der fromme Bruder in seine Klausur, der Schneider heim nach Delsberg. Er war von Stund an von seinem Teufelsbart befreit, konnte bald seine Babi Rosselatte heiraten, und beide hatten viele Kinder. Der Teufel aber ist seit jener Zeit aus dem Jura verschwunden und dort persönlich nicht wieder erschienen.

Gegenwart und Vergangenheit

Herr Schübeli hat ein bewegtes Leben hinter sich, doch jetzt will er mit einer guten Heirat zur Ruhe kommen. Die Muserforene aber zeigt ihm heute wieder sehr die kalte Schulter. „Gnädiges Fräulein“, fragt er überhöflich, „stört Sie meine Gegenwart?“

„Nein, Herr Schübeli“, lautet die Antwort, „nur Ihre Vergangenheit.“